

Es grünt ein wenig im Jammertal

Am Schauspiel Stuttgart ruhen alle Hoffnungen auf dem neuen Intendanten Burkhard C. Kosminski. Sein Start war durchwachsen

BERND NOACK, STUTTGART

Grün sei die Hoffnung, sagt man. Grün sind auch die Titelblätter der Programmhefte zu den drei ersten Vorstellungen der neuen Ära am Schauspielhaus Stuttgart, wo Burkhard C. Kosminski als Intendant Armin Petras abgelöst hat, der sein vorzeitiges Ausscheiden selber wünschte. Bringt man also die knallige Signalfarbe mit der Sehnsucht, der Absicht, dem Versprechen zusammen?

Es war am Ende am Neckar nicht mehr schön: Petras, mit viel Elan angetreten, war gescheitert. Jetzt, wo alles vorbei ist, wirft man nochmals heftig mit bösen Worten nach ihm. Eine Lokalzeitung schrieb nach dem Premierenwochenende, die Zeit des «Hauptstadt-Onaniertheaters» sei endlich zu Ende, und jubelte: «Um sich selbst kreisende, sich selbst genügende Ejakulationskunst gibt es bei Kosminski nicht.»

Das ist natürlich ungerecht gegenüber Petras, dem nichts ferner lag, als seine Zuschauer zu verprellen; aber wird das auch Kosminski, der vorher in Mannheim war, schon gerecht? Nach dem ersten Augenschein kann man auf jeden Fall feststellen, dass den Stuttgartern fortan mehr abverlangt wird. Statt auf verspielte, verwirrende Bilder-Experimente müssen sie sich auf eher spröde, wortintensive Darsteller-Kunst einstellen. Sie bekommen eindeutige politische Aussagen präsentiert, eine widerspenstige Haltung – und müssen dafür Geduld und Hirn mitbringen. Jeweils knappe vier Stunden dauerten die ersten beiden Brocken, und wer meinte, die Welt sei in Ordnung, sei niemals gut gewesen, der wird bisweilen redundant daran erinnert, dass sie ein Jammertal bleibt, solange der Mensch auf ihr etwas zu sagen hat.

Verbale Seelenforschungen

Kernübel ist die Familie. Der britische Regie-Shootingstar Robert Icke zeigt eine «Orestie» in modernem Gewand und nach alter Destruktionsart: ob Orest oder Klytämnestra, Elektra oder Agamemnon – alles Fälle für den Psychiater, machtgeil und manchmal wie von Sinnen. Im Glas-Bungalow vollzieht sich die Tragödie um die geopfert Iphigenie ohne Blut und mit verbaler Seelenforschung vor laufenden Kameras. So eine Geschichte um Krieg und trautes Heim spielt sich längst medienwirksam ab, und der Regisseur schafft es dazu, dem ur-



Ob Orest oder Klytämnestra, Elektra oder Agamemnon – bei Regisseur Robert Icke sind alle Figuren Fälle für den Psychiater.

MATTHIAS HORN

alten Stoff eine zeitlose Dringlichkeit abzugewinnen, ohne gross weiter an Aktualitätsschrauben drehen zu müssen. Die Schuld und die Verantwortung stehen im Mittelpunkt seiner Interpretation, die den Orest nach Mord und Richterspruch in eine Freiheit entlässt, der er – wir ahnen es – nicht gewachsen sein wird.

Mit solch einer Unfähigkeit, zu überdauern, schlagen sich auch die Personen in Wajdi Mouawads Drama «Vögel» herum. Wieder eine Familie, zusammengewürfelt aus deutsch, englisch, hebräisch sprechenden Nachkriegsjuden und einer Araberin, die das wacklige Gefüge zum Einsturz bringt. Der Sohn Eitan verliebt sich in die Palästinenserin Wahida und löst damit eine Welle von Eingeständnissen aus. Der ganze Nahostkon-

flikt findet bei Mouawad auf der Mischpochen-Ebene statt, mit sehr voraussehbarer Sympathiezuweisung: Natürlich leiden die – unschuldigen? – Kinder am meisten unter den alten und heutigen Geschichten, verankert zwischen Auschwitz und Golanhöhen, tausendmal überlebt und erzählt als ewige Bürde.

Was «Vögel» in der Inszenierung des neuen Hausherrn etwas zweifelhaft und simpel macht, sind die Holzschnittcharaktere: Jeder ist ein bisschen gut und ein wenig böse, Verletzter und Verletzer zugleich; jeder darf hier mindestens einmal ausrasten und wieder lammfromm werden. Der flammend larmoyante Gerechtigkeitsschwur Eitans am Ende zeigt dann auch mehr Hilflosigkeit, Verzweiflung ins Taschentuch geschneift. Und

so wohnen wir im kalten Jerusalemer Krankenhaus, wo das Stück vornehmlich spielt, wie befürchtet der «Fehlgeburt einer gewaltigen Hoffnung» bei.

Es grünt ein bisschen

So ganz ausgegoren war auch das dritte Werk zum Stuttgarter Start nicht: «Die Abweichungen», eine Art Komödie – oder was? – von Clemens Setz, der nach eigenem Bekunden gar nicht so gerne ins Theater geht. Das merkt man. Denn dass seine blasse Story um eine Putzfrau, die sich umbringt, nachdem sie alle Wohnungen, in denen sie wirbelte, en miniature nachgebaut hat, für die Bühne geeignet sei, darf verneint werden. Elmar Goerden versucht noch sein Bestes, aus dem

Satz- und Fragment-Konglomerat eine halbwegs einleuchtende Erzählstruktur zu destillieren. Doch die kratzige Absurdität, mit der hier nach der «exzentrischen Wahrheit» geforscht werden sollte, gerät nur zum leidlich witzigen Geplänkel ein paar hirnverschrobener Typen. Dass sie in den Modellen ihrer trauten Idylle Verschiebungen ihrer Realitäten ausmachen, bleibt als angedeuteter und kaum auf die böse Spitze getriebener Running Gag im grellen Raum wie eine nicht erzählte Pointe hängen.

Dankbar, ja jubelnd geklatscht wurde gleichwohl in Stuttgart; besonders das neue, grosse, diverse Ensemble empfing man warm. Draussen verloren die Bäume herbstlich ihre Blätter – drinnen grünte es. Ein bisschen.

Wer selbst bestimmen will, muss über sich hinausblicken

Reformation heisst Freiheit, Selbstbestimmung. Aber sie zeigt auch: Genau dafür ist nicht der eigene, sondern der fremde Blick konstitutiv

CHRISTOPH SIGRIST

Einmal mehr bringt eine Volksabstimmung die Schweiz in den Fokus. Um Selbstbestimmung geht es. Und das soll heissen: keine Fremdbestimmung durch Europa. Für die Initianten erschliesst sich die Identität der Schweiz darin, die Schweiz ohne europäischen Kontext als autonomes Land zu verstehen: Der Blick zum eigenen Bauchnabel soll die Wahrnehmung des Fremden ausschliessen. Das Landesrecht der Schweiz soll Vorrang haben vor der Europäischen Menschenrechtskonvention.

Doch so einfach ist diese Perspektive nicht. Jeder Bauchnabel weist auf die grundlegende Verwobenheit des Einzelnen in ein Netzwerk von Lebenswelten und Kulturräumen hin. Grundlegend für die persönliche Freiheit ist die Abhängigkeit von Familie, Nachbarschaft, Stadt, Land und Welt. Die Schweiz ist Mitglied des Europarats und hat sich aus freien Stücken verpflichtet, die Menschenrechtskonvention und die Entscheide des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte zu respektieren.

In diesem gemeinsam verantworteten Gericht hat die Schweiz die gleichen Rechte wie alle anderen Mitgliedsländer des Europarats. Die fremden Richter sind

eigene Richter. Der europäische Rat, der sagt, was des Menschen Recht ist, ist konstitutiv auch für den Rat in der Schweiz, der sagt, was für Bürgerinnen und Bürger rechtens ist. Im Zusammenhang mit dem Reformationsjubiläum ist es sinnvoll, diese Linie nachzuziehen. Sie prägt die Schweizer Identität.

Eine neue Gesellschaft

Am 1. Januar 1519 stieg Ulrich Zwingli zum ersten Mal auf die Kanzel im Grossmünster. Das war der Anfang eines Transformationsprozesses, der nicht nur die Kirche, sondern die Gesellschaft als Ganzes betraf. Wie gross der Einfluss der europäischen Rechts- und Sozialordnung war, zeigt sich an der ersten Almosenordnung in den 13 Ständen der Eidgenossenschaft.

1525 erliess der Rat unter Mitwirkung Zwinglis diese Rechtsordnung, die einerseits das Bettlereiwesen abschaffen wollte. Andererseits zählte sie bei der Bekämpfung der Armut auf Eigenverantwortung und Solidarität. Mit Bildungs- und Arbeitsprogrammen, die Betroffene zur Selbsthilfe befähigen sollten, startete Zwingli ein Modell, das sich bis heute bewährt.

Diese Almosenordnung ist weder eine Erfindung der reformierten Kirche noch eine schweizerische Besonderheit.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren die sozialen Probleme in den Städten so gross, dass in ganz Europa soziale Rechtsordnungen entstanden. Zusammen mit Zwingli wob man in Zürich das neue Gesetz mit dem europäischen, konfessionell doppelt gezwirnten Faden alten und neuen Glaubens.

Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger im Grossmünster, stickte in diesen europäisch gefärbten Stoff sein eigenes Muster. Er galt als einer der am besten vernetzten Personen seiner Zeit. Es sind 12 000 Briefe erhalten, die er an Freunde in ganz Europa schrieb oder von ihnen erhalten hat. Ohne europäische Vernetzung keine selbständige Einschätzung der Lage, das war Bullingers Überzeugung. Oft wurde er vom Rat um Informationen gebeten. Aber nicht nur das Schreiben, auch das Kuren verschaffte Bullinger Nachrichten. Er selber beschrieb eine dieser Kuren in Baden, wo er im Frühling 1547 zur körperlichen und geistigen Erholung badete.

Für die protestantischen Kirchen stand damals viel auf dem Spiel. 1546 wurde das Konzil in Trient eröffnet, Kaiser Karl V. erklärte dem Schmalkaldischen Bund der vereinten deutschen Protestanten den Krieg. Im Frühjahr 1547 verlagerte sich der Krieg nach Süd- deutschland, bald kamen aus Augsburg

erste Asylgesuche von Pfarrern. Bullinger meldete am 15. April, dass Strassburg kapitulierte. Zwei Tage später badete er zusammen mit Verwandten und Freunden. Im Bad diskutierten sie über die Lage in Europa. Einer der Teilnehmenden, Michael Hedinger, hatte kurz zuvor noch in Augsburger Diensten gestanden.

Das Gespräch im Bad angesichts des Krieges in Europa ist ein Sinnbild für das Ineinanderfliessen von Schweiz und Europa. Das Grossmünster war damals auch ein Schutzraum: 1555 kamen erste Glaubensflüchtlinge aus Locarno nach Zürich. Bald auch von England. Erste Fäden einer europäisch geprägten Sozialkultur mit einer Affinität für Rechte von Minderheiten waren geknüpft.

Was ist typisch Schweiz?

Mit denselben Fäden wob der Genfer Reformator Jean Calvin an der Neuordnung der Gesellschaft. In Strassburg betreute Calvin als Pfarrer die Verfolgten aus Frankreich. Er lernte von Martin Bucer, dem Reformator Strassburgs, den Aufbau einer neuen Ordnung von Kirche und Staat, überzeugte Unternehmer, sich im Kampf gegen die Armut zu engagieren, und initiierte Arbeits- und Berufsausbildungsprogramme für Arme. So konn-

ten Streiks im Druckereigewerbe abgewendet werden. Ohne die Impulse aus dem europäischen Umfeld sind die gesellschaftlichen Transformationsprozesse auch in Genf nicht zu verstehen.

Das weist auf einen grundlegenden Perspektivenwechsel: Nicht der eigene, der fremde Blick ist konstitutiv für die Schweiz. Der europäische Horizont konstituiert den schweizerischen Kontext. Der Stoff der Schweizer Geschichte ist mit europäischem Faden gewoben.

Bis heute wurden in diesen Stoff unterschiedlichste Muster von Schweizer Identität gewoben. Das Gedächtnis des reformatorischen Erbes legen drei Motive frei, die als «typisch Schweiz» gelten können und in der Bundesverfassung festgehalten sind: Erstens: Jede weltliche Macht, auch die des Souveräns, wird durch die göttliche Allmacht begrenzt und relativiert. Zweitens: Normativ für das Leben in der Schweiz sind die Ausrichtung auf den Schutz der Schwachen und, drittens, die Menschen- und Völkerrechte, wie sie im Grundrechtskatalog der Europäischen Menschenrechtskonvention festgehalten sind.

Christoph Sigrist ist Pfarrer am Grossmünster und Botschafter der Zürcher Landeskirche für das Jubiläum «500 Jahre Reformation».